

ben. Der Kreis, der darum bemüht ist, sammelt sich um den sogenannten „Freiburger Rundbrief“, der den Untertitel hat, „Beiträge zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk im Geiste beider Testamente.“ In der Arbeit, die uns seit zehn Jahren an diesem Rundbrief zusammengeführt hat, sind wir nun zu einer beglückenden Erkenntnis gekommen. Gewiß, Juden und Christen verstehen das was ihnen Gottes Offenbarung ist, verschieden, ja in ganz wichtigen Punkten gegensätzlich. Trotzdem aber brauchen sie nicht Feinde zu sein. Auch evangelische und katholische Christen verstehen ja, seit ihrem Existieren, seit mehr als vier Jahrhunderten, die Offenbarung gegensätzlich und haben sich dennoch unter dem Druck gemeinsamen Leides, gemeinsamen Verfolgtwerdens in den letzten Jahrzehnten zu einander suchender Freundschaft hindurchgefunden. Ähnlich steht es nun auch zwischen Christen und Juden. Im Neuen Testament selbst steht es ja geschrieben, insbesondere im 9.—11. Kapitel des Römerbriefes des Apostels Paulus, daß am Ende der Zeiten eine Vereinigung von Christenheit und Juden stattfinden soll, daß sie einander dann wieder verstehen werden in der Anerkennung dessen, der gleicherweise beider König und Herr ist. Aus dieser Verheißung heraus kann und muß aber schon das, zwischenzeitliche Verhältnis der beiden Gruppen ein anderes sein, als es aus Kurzsichtigkeit einmal auf dieser, dann mehr auf jener Seite durch die Jahrhunderte, durch fast zwei Jahrtausende, gewesen ist. Jeder Christ, der wirklich glaubt, daß Gott mit der Menschheit noch etwas vorhat, muß auch dem Neuen Testament glauben, daß zu Gottes Heilsplan diese einstige Vereinigung von Christen und Juden gehört, muß daraus die Konsequenzen ziehen; und es war das beglückende Erlebnis bei unserer Arbeit in den letzten zehn Jahren: Wenn man aufeinander hörte, dann ging es zwischen Juden und Christen so, wie es oft zwischen evangelischen und katholischen Christen, den Beteiligten an der sogenannten Una Sancta-Arbeit, gegangen ist, daß man merkte, wieviel Gemeinsames auch in wichtigen Dingen doch schon jetzt vorhanden ist, daß man einander näher und näher kam. Aus dieser Gewißheit heraus glauben wir: jeder, der sie teilen gelernt hat, wird es nicht schwer haben, sondern letzten Endes leicht, an der moralischen Wiedergutmachung zu arbeiten, die Voraussetzungen dafür schaffen zu helfen, daß wenn ähnliche Versuchungen zum Versagen uns etwa wieder

einmal bedrohen sollten, wir nicht so versagen werden, wie leider der größte Teil der Christenheit vor zwanzig Jahren versagt hat.

Von Ilse Blumenthal-Weiss¹ entnehmen wir die folgenden Abschnitte aus einem Beitrag im New Yorker „Aufbau“ (XXIV/46) vom 14. 11. 1958:

... Was ging damals, vor zwanzig Jahren, in Flammen auf? — Gotteshäuser, so wissen wir. — Welche Gotteshäuser? — Die der Juden. — Aber, so geht die Feder weiter, verkohlten nicht im gleichen Augenblick, da die Synagogen verbrannten, auch alle Kirchen im Land? Sie hatten den Namen Gottes und das Bild des Menschen aufbewahrt. Aber der Name Gottes und das Bild des Menschen kann nicht von Brandstiftern gehütet werden und nicht von diesen, die aus den Überresten des Allerheiligsten Mordwaffen und Haßtrophäen, schmieden. Wo der Satan sich niederläßt, verstummen alle Gebete.

Und so geschah es denn, zwangsläufig möchte man sagen, daß die Flamme der Zerstörung, die jede Synagoge in eine Schuttablage des Bösen verwandelte, auch auf die Kirchen überschlug und sie — unsichtbar zwar für den stumpfen Blick der Masse — mitriß in den Flammentod. Gewiß, diese Gebetsstätten blieben zumindest äußerlich unversehrt. Aber hinter der heilen Steinfassade lag dennoch der Innenraum in Trümmern. Denn die Kirche ruht auf den Pfeilern der Synagoge. Die aber hatte Pech und Schwefel bis auf den Grund niedergebrannt.

Doch der Anblick von Rauch und Scherben darf den Blick in die Zukunft nicht trüben. Der Weg des Lebens geht weiter. Juden und Christen beschreiten ihn, vorwärts gerichtet, mit offenen Augen, die Keime und Blüten entdecken; die neue Möglichkeiten suchen und finden wollen. Zuweilen aber senken diese offenen Augen den Blick vor den Kreuzungen der Wege, dort, wo die Wundenmale der Vergangenheit wie Wegweiser stehen und das Mahnwort: GEDENKE! allen Wanderern zurufen.

Auch über diesem zwanzigsten Jahrestag steht das gebietende Wort. Aber es geht auch, und das sehen die Augen zu gleicher Zeit nun, neben dem Jahrzeitlicht das große Weltlicht der Hoffnung auf. Und Synagoge und Kirche, neu aufgebaut, nehmen es wieder in ihren Schutz.

¹ Vgl. u. S. 113 f.

2. Familie Lustig muß verreisen

Von H. G. Adler, London

Wir bringen diesen Beitrag unter Bezugnahme auf die Notiz in den „Frankfurter Hefen“ XIII/9 (Sept. 1958), S. 667¹. Es wird nochmals darauf aufmerksam gemacht, daß sämtliche Urheberrechte dem Verfasser allein gehören und ohne seine schriftliche Genehmigung kein Nachdruck erfolgen darf, auch nicht auszugsweise. Dieser Beitrag ist ein Abschnitt aus einer längeren noch unveröffentlichten Prosadichtung „Die Reise“ mit dem Untertitel „Eine Ballade“. Wir erinnern an das bemerkenswerte Buch des gleichen Verfassers „Theresienstadt 1941—45“ (s. Rundbrief IX, Nr. 33/36 [Okt. 1956], S. 60 f., vgl. auch u. S. 113).

¹ „Die große Reise wird angetreten“. Zu diesem in den FH XIII/4 (April 1958) veröffentlichten Beitrag wünscht Herr Dr. H. G. Adler, London, festgestellt zu wissen: „Der gebotene Text stellt einen um über die Hälfte gekürzten und wesentlich umgestalteten Auszug aus dem unveröffentlichten Prosawerk „Die Reise“ mit dem Untertitel „Eine Ballade“ dar. Die Bearbeitung stammt nicht vom Autor und ist so einschneidend, daß eine Beziehung zu dem, was er mit seinem dichterischen Werk sagen wollte, nicht mehr besteht, da der Auszug auf den Charakter eines reportagehaften Berichts abgestellt ist. Es war das Ziel des Autors, in epischer Form mit dem geschilderten Leid ein allgemeines menschliches Leid dichterisch zu gestalten, aber keiner noch so begehrten Aktualität zu dienen. Der Autor kann aus diesem Grund den Auszug in der gebrachten Form nicht billigen.“

Alles Menschliche ist voll von Urteilen, und es erscheint deswegen nicht verwunderlich, wenn einmal ausgesprochen wurde, daß ohne Urteil kein Bewußtsein möglich sei. Der Mensch ist ein urteilendes Wesen. Darum muß er Urteile erfahren und leiden, bis das letzte Urteil von ihm gefällt und empfangen ist. Dann ist der Wille verschwunden oder wird gebrochen, ein Viertel, zwei Viertel, es hat die Stunde geschlagen, und die große Reise wird angetreten, die zugleich den Abschluß einer anderen großen Reise bildet, Bewegung unablässig, diese wie auch jene Reise. Alles wird unbestimmt, da neue Entscheidungen verfügt werden, deren Vollzug von den hier herrschenden Stellen gerade nur eingeleitet werden kann, ohne in seinem Ablauf noch übersehen zu werden, denn in dem bekannten Bereich wird wohl die Vermittlung des jenseitigen vorbereitet, doch wie er aufgeschlossen wird, bleibt völlig unbekannt und geht über alle Voraussetzungen der Befehlsgewaltigen

hinaus. Sie selber haben keine Macht, sie rufen nur, was sie befehlen sollen und weisen ihre Beglaubigungen vor.

Diesmal betrifft es den Haushalt von Dr. Leopold Lustig, dem sein Fortbestand gekündigt wird, aber mehr läßt sich nicht versichern, weil es gerade die Befehlsgewaltigen sind, die über die Folgen ihrer Anordnungen keine klare Übersicht erlangen, während diese Boten Schicksale zerstreuen. Ein mitgebrachter Zettel wird hervorgeholt und überreicht, die mitgesagten Worte können nicht mehr wichtig sein. Alles wird aufgelöst, die Himbeerflasche fällt vor Schrecken um, der Teppich rötet sich. Eine mühsame Handbewegung greift nach der schwerfällig röllenden Flasche, die langsam aufgehoben und auf den Tisch gestellt wird.

„Es kann doch nicht so böse sein, weil es nicht sehr weit ist, und so haben wir ein bestimmtes Ziel.“

Aber man wird nicht schlafen können, die Nacht ist zerstört. Die Verdunklung ist wertlos, wenn in den Verstecken das Licht brennt und den ewigen Schlaf verschuecht. Der Schlaf ist nicht ewig, das ist Einbildung, denn wäre er ewig, so duldet er keine Unterbrechung, und die Gültigkeit aller amtlichen Verfügungen wäre angefochten. Aber wo es Lebende betrifft, die dem Befehl zur Reise gehorchen, wird heute kein Schlaf sein, weil alles abzugeben ist, die Schlüssel dürfen nicht in den Türen bleiben und sind zusammenzubinden, die Ausweise, die den Namen verbürgen, sind für die Trennung von der namenlos verbleibenden Erscheinung vorzubereiten, weil auf die Erlaubnis ihrer Zusammengehörigkeit verzichtet werden muß, das Vermögen bleibt bei der Ablösung von Eigentum und Inhaber in Stupart zurück und muß der Ordnung wegen in langen Listen gebeichtet werden. Es ist angeordnet, und das Amt soll keine Mühe mit den Resten haben, wenn die Verbotenen die brüchigen Häuser verlassen. Keiner säumt, wenn der Befehl kommt, denn es steht geschrieben: „Du darfst nicht...“

Wir alle sind verboten, weil wir nicht die sind, die wir sein möchten, doch auch die möchten wir nicht sein, weil man uns zur Wunschlosigkeit angehalten hat. So sind wir nichts mehr als das Gehör, das zum Werkzeug des Gehorsams wird, erwartungsvolle Reisegefährten, deren Müdigkeit hinreichen würde, die gesamte Menschheit in Schlaf zu versetzen. Da ist es erstaunlich, daß die Gehilfen nicht müde sind. Nur wir sind übermüdet. Aber allen gebricht es an Schlaf, für den, so sagt man, die Zeit hinreichen soll, die uns in unerforschlicher, doch naher Zukunft bevorsteht.

Die einzelnen Handgriffe können sorgsam und ohne Hast verrichtet werden. Jetzt sind wir da, es wird uns nichts genommen. Wenn wir die Pflichten erfüllen sollen, können wir nicht ohne Zeit unser Auslangen finden, was ihr doch einseht. Ihr seid nicht so böse und wißt auch, daß wir nicht so böse sind. Genau genommen ist alles ein Irrtum, doch die Fehler sind nun einmal da, und für ihre Folgen müssen wir aufkommen. Das Bewußtsein kann sich oben, wessen es fähig ist, wenn alle Erfahrungen versagen und ein starrs Gelächter sich in sonst regungslosen Mienen festsaugt. Aber die Ungeduld!, die Ungeduld bringt uns noch um...

„Beeilen Sie sich! Halten Sie uns nicht auf! Spätestens um Mitternacht müssen wir dort sein!“

Das ist unmöglich, denn das ist nicht viel länger als eine Stunde. Es muß noch alles vorbereitet werden. Selbst Frau Lischka findet diese Eile nicht nötig, es ist doch Nacht, und der Herr Doktor ist so alt, und Frau Ida Schwarz hat Rheumatismus. Man soll sich bitte einmal die Hände ansehen. Bestimmt wird auch nicht bei Nacht verreist, denn das ist einfach ganz unmöglich. Aber die Boten entgegnen, daß einer sofort mit dem Doktor und Frau Schwarz aufbrechen kann. Jetzt fahren noch die Straßenbahnen, und die anderen können

gehen, doch so bald als möglich, die angenehme Winterluft wird erfrischend sein. Nur los; nur los!

Auch um den viel zu dicken Hund muß man sich nicht kümmern, den kann die Hausbesorgerin gleich einmal übernehmen. Was, Haserle soll der heißen?! Ein Hund und Haserle...! Schweini für den Mops, das würde passen, wird dem Tier nur gut tun, wenn er in andere Hände kommt und nicht so schrecklich überfüttert wird. Das macht nichts, wenn das ein Dachshund ist, weil er auch für einen breit gebauten Köter allzu fett ist. Wie er ausschaut! Ach was, die blöde Liebe zu verwöhnten Viechern, das kennt man, alles unecht, eine lächerliche Sentimentalität. Ohnedies wird dieser Unsinn jetzt bald ein Ende nehmen, weil es schon bestimmt ist, daß Hunde, Katzen und Kanarienvögel in einigen Wochen abgegeben werden müssen. Man verhandelt mit den Tierschutzvereinen, die sich darum kümmern sollen, daß den Biestern ja kein Leid geschieht. Gute Hände, ganz gewiß, man wird schon dafür sorgen.

Ach, alles muß in Hände kommen, auch die Steine, die jetzt noch zusammenhalten, warten auf die Hände, die sie auseinanderreißen werden. Der Mörtel zwischen den einzelnen Ziegeln wird müde, sich gegen die Spitzhacken zu wehren, und zerfällt in Staub. Aber das soll heute noch nicht stattfinden, das hat Zeit, das wird hinausgeschoben. Es ist auch nicht notwendig, daß Frau Lischka in die Kammer hinausgeht. Die Sprünge in der Wand sind nicht gefährlich. Frau Lischka hat in der Kammer das alte geblumte Porzellan entdeckt, das Leopolds Großmutter in die Ausstattung mitbekommen hat. Es ist noch sehr gut, es fehlt kein Stück, man könnte es recht vorteilhaft verkaufen. So hineinstoßen darf man aber nicht, man soll vorsichtiger sein, damit es keine Sprünge kriegt. Frau Lischka trägt die Suppenschüssel fort, mit frommen Händen all die vielen Teller, weil es doch zu schade wäre, wenn das den Stellen jetzt zum Opfer fiele.

Inzwischen wurde Leopold ausgerüstet. Hier steht er steif in einem Wintermantel, den er sonst nie tragen wollte, mit einem breiten Schlapphut, und verlangt den Regenschirm, den er bei Sturm und Wetter immer nahm, wenn er zu seinen Kranken eilte. Diesmal aber geht er ohne Ärztetasche weg, er sieht es ein, es ist eine große Reise, da wird eine Rückkehr erst nach mehreren Monaten möglich sein, es kann auch noch ein bißchen länger dauern, selbst ein Jahr, doch länger nicht, weil dann alles schon vorüber sein wird. Deshalb genügen diesmal Mantel, Hut und Schirm nicht, auch ein kleiner Rucksack ist gepackt, da sind die Hausschuhe dabei, Leopold soll es dort bequem haben, und was man für die Nacht braucht und zum Waschen. Eine Tasche, die ist wichtig, sie ist gar nicht schwer, nein, sie drückt nicht auf der Schulter. Gute Sachen sind da drinnen, Brot mit Wurst und Käse, Äpfel und der beste Kuchen.

Leopold, du gehst aus dem Haus, und Ida geht mit dir. Die verkrüppelten Hände und Füße machen nichts, es ist trocken auf der Straße und kein Wind. So geht nur, denn es gibt keine Häuser mehr, die euch bergen wollen. Euere müden Knochen sind entlassen. Ida, sie haben dich angespuckt und über deinen Rheumatismus gelacht. Diese Krankheit kann jeder haben, das schadet nichts. Es ist nicht so arg, daß deine Knochen entstellt sind, so haben sie es gesagt, denn dort gibt es gute Krankenhäuser mit vielen Ärzten und jungen Pflegerinnen. Geh nur, Ida, der Leopold kann nicht alleine fort, weil er den Verstand verliert, aber wenn du mit bist, wird es gut sein. Wir kommen nach. Geht und freut euch auf die Straßenbahn von Stupart, denn in diesem Hause bleibt nichts zurück, was euch noch gehören könnte. Das macht den Abschied leicht. — Aber es hat uns gehört. — Nein, es hat euch nie und nichts gehört. Geraubt war es, weil ihr mit Geld bezahlt habt, das euch nicht gehörte, es war Bestechung, die euch

diese Wohnung zum Genusse gab; vier Zimmer waren es, ein dunkler Vorraum, eine Küche, eine Kammer, ein Bad und ein Klosett; abgeschieden von der Außenwelt, weil ihr euch versteckt hieltet hinter einer mächtigen Türe mit geizigen Riegeln, mit einem Sicherheitsschloß und einer Kette, die eure Angst begehrte, und einem verdeckten Guckloch, an dem das böse Gewissen lauernd hing, und abgetrennt von dem Versteck, als wäre keine Schuld verborgen, gingen die Stufen nach oben und unten.

Jahre habt ihr hier zugebracht und wurdet gerne gesehen. Ihr trautet euch aus der Höhle hinaus, ihr fühlte euch sicher in Stupart, als wäre es eure Heimat, die euch ein Recht gab, was ihr, unwissend vor Habgier, gar nicht bemerktet und ohne Frage euch nahm. Ihr drückt jede Hand, die man euch bot, und sagtet „Auf Wiedersehn!“, doch nichts habt ihr dabei gedacht, und so verflossen eure Tage. Ihr glaubtet, freundlich zu sein, wenn ihr jemandem die Türe öffnetet, doch war es nur, weil der Doktor behandeln wollte, oder es war zu eurem Vergnügen. Ihr sollt nicht klagen, daß es jetzt vorüber ist. Tröstet euch mit der Vergangenheit! Niemand hat euch nach dem Recht gefragt, auf das ihr euch stütztet, als ihr an den Türen des Hauses und der Wohnung ein Schild anbringen ließet

Dr. LEOPOLD LUSTIG PRAKTISCHER ARZT

Man gewährte es euch in Großmut, und ihr habt es genossen. Die Jahre gingen dahin, in denen ihr zwischen anderen Menschen lebtet, die sich in Stupart versammelt hatten, um hier ihre Tage zu verbringen. Da waren Nachbarn und kleine Kaufläden, deren Türen rasselten, wenn ihr eintratet, und man mußte euren Anblick ertragen. Doch wurdet ihr gerne empfangen, man lachte euch an und fragte nach eurer Gesundheit, denn man liebte das Geld in eurem Beutel, und es gab keine Tagesstunde, zu der ihr nicht willkommen gewesen wäret, solange es euch gefiel.

Nun hat man euch längst schon den Eintritt verboten, so daß ihr viele Türen nicht mehr öffnen durftet. Nur einige Türen waren euch nicht versagt, aber nur in zwei spärlichen Stunden am Nachmittag, um eure unersättlichen Bäuche nicht mit allzu viel Futter zu überschwemmen, denn andere wollen auch essen und trinken, denen ein viel größeres Anrecht darauf zusteht, weil man es also bestimmt hat. Für euch mußte wenig genügen, aber ihr nahmt es geduldig hin, wenn ihr den Hunger nur stillen konntet. An alles habt ihr euch gewöhnt und so werdet ihr euch auch an die Reise gewöhnen, weil man alles zu ertragen vermag, solange nur die Nachricht mit eurem Dasein selber geübt wird, und die Hoffnung nicht völlig versiegt. Der Hoffnung hat noch niemand Grenzen gesetzt, es wäre denn, man verschlösse sich selber der erwartungsvollen Aussicht. Wenn das einmal geschieht, läßt sich die undurchdringliche Nacht hernieder, aus der nur das Vergessen entspringt.

So weit lassen wir es nicht kommen. Wir stehen auf und wandern durch die Nacht. Auf den Schlaf haben wir verzichtet. Da ist es besser, wenn die Mauern zerfallen: die Schuhe sind sorgsamer gegen Staub als gegen Stein gewarponet. Es geht ganz leicht, du mußt nur einen Fuß hinter den anderen setzen, einen hinter den anderen. Es wird dir geholfen werden. Brüderchen, denn wo es keinen Ausweg gibt, geschieht alles freiwillig. Jedes Schicksal ist nur durch die Einbildung verhüllt. Wer sie hinwegstreift, weiß zwar nichts, doch sieht er alles ein. Aber in den Räumen ist Licht, da muß man alles betrachten.

„Jede Beschädigung, jede Verheimlichung wird bestraft!“

Das elektrische Bügeleisen darf man nicht einpacken. Zum Glück ist es zerbrochen. Sehr viele Sachen sind un-

brauchbar; vieles ist abgenützt, vieles zerschlagen, und Paul hat nicht nur die Laute beschädigt. So werden die Stellen ein böses Erbe übernehmen und den Schaden haben. Aber es ist doch noch viel zu viel hier. Es sind Sachen! Kostbarkeiten! Alles hat Geld gekostet, als man es erstand. Es wurde nicht so leicht verdient. Im Keller die Kohle ist fast verschwunden. Frau Lischka hat alles beiseitegeschafft. Das Verbotene ist weg, und da gibt es nichts zu verheimlichen. Die Matratzen von den Betten dürfen nicht entfernt werden. In den Papieren steht, „alles ist pfleglich zu behandeln“, weil es euch nicht mehr gehört. Euer Eigentum gibt es nicht, euer Eigentum ist anderes Eigentum. Eingeweckte Vorräte haben in der Speisekammer zu bleiben. Leckerbissen können auch andere verkosten. Ihr habt genug geschlemmt. Auf jedes Glas wurden Schildchen geklebt, die mit Idas zittriger Schrift ordentlich bezeichnet sind. Himbeeren, Pfirsiche. Es gibt noch acht Flaschen mit Tomaten. Das eingekochte Pflaumenmus ist schon vom vorletzten Jahr und sieht ganz schwarz aus, aber es ist ausgezeichnet, denn mit Zucker wurde nicht gespart. Auf Kuchen ist das Mus sehr schmackhaft.

„Ach, das Feuer im Ofen ist aus! Zerline, du hättest auch zulegen können. Man will's doch noch einmal warm haben.“

Ist gar nicht nötig. Bald wird es ganz kalt sein. Die Wohnung ist gestorben, Papiersiegel mit dem Aufdruck der Stellen und Handstempel behüten den heiligen Frieden der Stuben. Dort ist Schlaf, Nacht, Staub, Kälte. Dort ist gar nichts. Nicht einmal Erinnerung ist dort. Das Haserle haben sie weggeschafft. Das Porzellan von Leopolds Großmutter ist weg. Jetzt darf der Ofen schweigen. Die Asche wird nicht herausgenommen werden. Niemandem ist in den Wintermänteln kalt. Es wird immer heißer in den schweren Hüllen. Endlich sind alle Vorbereitungen abgeschlossen. Schwer gepackt stehen Paul und Zerline, aber auch Karoline hat aufgeladen, was ihr alter Rücken tragen kann.

„Ich glaube, Mutter, wir haben nichts vergessen. Du sollst keine Angst haben. Wir kommen wieder.“

Auch Frau Lischka weiß es: „Sie kommen wieder. Dann wird der Lischka eine Flasche Schnaps bringen. Das Haserle holt Sie vom Bahnhof ab!“

Die Fremdlinge wissen nichts vom Wiederkommen, niemand weiß es, jeder hofft es, keiner glaubt es, aber niemand gibt seinen Unglauben zu, nicht einmal sich selber gesteht er es ein, weil das verboten ist, nein, niemand hat Bestimmungen darüber erlassen, und die Seele der Ämter ist ohne Gemüt, so daß sie weder Freude kennt noch Leid, und wer von Gefühlen frei ist, wirkt unbekümmert nur im Geistigen des Gesetzes, in unbegreiflicher Ferne von allem, was in der gefügigen Einsamkeit vorgeht.

„Die Koffer haben da zu bleiben! Die werden abgeholt. Nur das kleine Gepäck mitnehmen!“

Alles ist wasserdicht, und die Weisheit hat sich mit jedem eingepackten Gegenstand verbunden; denn die Habe ist selbst der Ausdruck der menschlichen Weisheit, weil nur die Menschen etwas haben können. Aber der Besitz ist auch das Besessene, und bald wird es mächtiger als seine Eigentümer, während die Dinge verharren, wie man sie erschaffen hat. Wenn sie einmal erworben wurden, fällt der Abschied von ihnen schwer, denn nur von ihrem Überfluß gibt man gern oder unwillig ab, man hat sich das so vorgenommen: das sind Geschenke oder Opfer; stets aber sind es Gaben, die durch freie Entscheidung entäußert werden, wobei es nicht an Erwartungen fehlen darf, mögen sie auch noch so ungewöhnlich und aller Habgier entkleidet sein. Doch hier gibt es keine Erwartungen, denn es wird nicht eingetauscht, sondern genommen, ohne daß ein Schutz sich finden ließe. Das ist wider alles Recht. Wir rufen seinen Bestand an.

Ach, was ihr euch da einbildet, noch an Recht zu denken, als ob euch nicht gesagt worden wäre, daß es doch gerade das Recht ist, das sich euch unabweisbar vorschreibt und verlangen darf, was nur euch nicht recht ist. Ihr seid nicht an Ordnung gewöhnt, und darum wollen wir euren Stolz brechen. Wir werden euch in die Wüste hinausführen und sagen, sucht euch hier eine Stätte. — Aber sie ist ja hier; nur bietet sie nichts, wenn vorher keine Vorbereitungen getroffen worden sind. Man muß immer etwas haben, damit man sein kann. Nur das Haserle, die Tiere, haben nichts, die insofern auch gar nicht sind. Nur wer sich selber ausruft und sagen kann, ich bin es wirklich, der da schreit, ist jemand, der etwas hat und haben muß. — Warum? Mußt du denn immer etwas haben? Es spricht die Gier aus dir, die Heißesucht, die immer mehr will und sich meldet. Du hast noch dich.

„Frau Lischka, ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen. Bleiben Sie gesund!“

Du hast nichts, wenn du nur noch dich hast, denn dieses Gut gilt dir bloß dann, sobald etwas anderes dazu kommt, was du auch haben kannst.

„Sie dürfen nicht mehr...“

Handgriffe haben ihre Grenze, worüber sich erst der Gelähmte mit sich selber richtig verständigt, weil auch der Kerker noch nicht die strengste Umgürtung der Seele vollendet. Der Geist ist frei, das wurde doch gelehrt. Braucht diese Freiheit keinen Raum? Ist ihr die Zeit bloß lästig? Wer ist eingeschränkt, wenn noch verlangt wird? Die Freiheit oder du? Warum bist du unzufrieden? Du willst die Macht, die Dinge halten kann, die Freiheit hast du nie begehrt. Gefangen bist du, weil man dir das Vermögen der Herrschaft vorenthält.

Die Fremdlinge haben gedämpfte Taschenlampen, die sie weit von sich weghalten, um das Dunkel der Treppe zu durchdringen. Sie tun Böses, ohne diesmal es ausdrücklich zu wollen. Sie verrichten Handgriffe und wissen nichts von deren Begrenzung. Die Eindringlinge sind nicht gelähmt, kaum behindert, denn ihr Kerker ist weit und genießt den Schutz der Macht, der keine Grenze spüren läßt, weil sie mit jedem Schritt weiter hinausgeschoben werden kann, bis das trügerische Gefühl der Grenzenlosigkeit über die Treppen hinunter bis in die Weite der verdunkelten Straßen hinausführt. Die Boten fürchten die Straße nicht, obwohl auch sie verflucht sind, aber sie haben Ausweise aus Pappendeckel, auf die sie klopfen können, wenn jemand die Freiheit dieser Verurteilten vor der Stunde bestreiten sollte, in der auch sie gelähmt werden, um den Fluch der Grenze zu erleiden. Jetzt ist ihr einziger Wunsch, sich gesund auf den Füßen zu erhalten und nicht im Fall über die Stiege sich das Genick zu brechen. Eine andere Sorge empfinden diese Männer jetzt nicht, aber das ist nur eine Vermutung, die nicht die Wahrheit treffen muß, da es leicht möglich ist, daß auch die Boten von unerforschlichen Sorgen erfüllt sind.

Der eine ist ein schöner Junge, dem die langen Haare oft über die Stirne fallen; was ihm nicht angenehm zu sein scheint, denn er wirft den Kopf nach hinten, ohne dadurch Abhilfe für länger als einen Augenblick zu schaffen. Er sagt jetzt: „Man muß seinen eigenen Vater gehen lassen, weil es keine Hilfe gibt.“ Dann ist er wieder still und schaut die Stiegen hinab. Ein kräftiger Fußtritt würde ihn aus dem Gleichgewicht bringen, so daß er fallen und sich schwer verletzen könnte. Er soll nicht in fremde Häuser und gar zu nächtlicher Stunde gehen. Das wird ihn nicht retten, weil es keine Hilfe gibt. Sein Leben hängt an einem dünnen Faden, weil er nur Befehle ausführt. Er ist seinem Geschäft hingegeben. Wahrscheinlich hat er sich zu dieser Aufgabe nicht gemeldet, sondern man hat ihm mitgeteilt: „Jetzt werden Sie das machen. Brot ernährt den Menschen.“ — „Ich werde das jetzt machen, denn Brot ernährt

mich.“ Dann hat man ihm einen Zettel hingehalten, und eine Stimme rief: „Unterschreiben Sie da!“ Darauf hat er unterschrieben, obwohl mit diesen Buchstaben nichts geleistet ist, dem jemand den geringsten Wert beimessen würde, und keiner an der Schrift Gefallen findet. Es wird nur der Name gezeichnet, aber der Sinn der Unterschrift ist längst verloren.

Es ist nicht zu verstehen, warum man im Leben so oft unterschreiben soll. Auch unter Briefe sollte man keine Unterschrift setzen müssen, weil durch sie alles wieder ungültig wird, was man soeben mit Mühe entworfen hat. Aber unter bestimmten Voraussetzungen hat alles seinen Wert. Man kann auch alte Bettfedern gebrauchen. Sie lassen sich reinigen, aufzupfen und in trockenen warmen Trommeln auffrischen, die durch einen kleinen Motor in Bewegung gesetzt werden. Es hieß ausdrücklich, daß man keine Bettfedern mitnehmen darf. Alles hat da zu bleiben, und das zugelassene Gepäck ist in Umfang und Gewicht beschränkt. Sorgfältig innen Zettel einlegen mit Namen, Adresse und Geburtsjahr. Es macht nichts, daß es keine Adresse mehr gibt. Schlimmstenfalls kommen die Bündel zu niemand zurück, Frau Lischka wird sie erkennen, wenn man sie ihr zeigen sollte, und da wird man feststellen, daß sie keinem mehr gehören, also gehören sie den Stellen, die herrenlose Habe durch einen einfachen Zauber wieder in Eigentum verwandeln. Auch außen sind an dem Gepäck alle Angaben anzubringen. Man kann die Koffer und Säcke mit Kalkfarbe bezeichnen oder mit Zetteln bekleben. Es ist gut, wenn man alles bereit hat. Praktischer Sinn hat sich noch immer bewährt.

„Da, setzen Sie Ihre Unterschrift her, aber leserlich, bitte! Warum wackeln Sie mit der Feder? Sie werden noch einen Klecks anstatt eines Namens machen! Als ob Sie nicht schreiben gelernt hätten! Natürlich, ein Doktor! Rezepte aufschreiben konnten Sie! Es hat Sie nicht gestört, wenn der Patient an den Medizinen zugrunde ging. Wenn nur die Rechnungen gut gelesen werden konnten...“

Lustig ist ein Name, wie es viele andere gibt, auch wenn das Auge versagt und sogar die Stimme. Kein gesunder Mensch hat es noch je gewagt, seine Namenlosigkeit zu behaupten, weil ein derartiger Einfall niemandem käme. Selbst auf den Friedhöfen verbietet es die gute Sitte: Wollte man sich völlig ausruhen, so müßte man nicht nur seine Glieder entspannen, sondern auch seinen Namen ablegen können. Dann erst sollte man sich unter die Bettfedern begeben und einen zufriedenen Schlaf suchen. „Unterschreiben Sie, daß Sie nicht dürfen! Dreimal, bitte! Mit Tinte, nicht mit Bleistift!“ Ungezählte Hände strecken sich entgegen und halten etwas, das unterschrieben werden soll. „Hier haben Sie meine Füllfeder!“ Sie schreibt nicht. Es ist keine Tinte im Haus für den Namen. Jemand muß doch ein wenig Tinte haben. Jemand schon, aber nebenan, nicht hier, weil niemand wüßte, was er schreiben sollte. „Unterschreiben Sie, ich verzichte...“ Wo kein Name ist, hat der Verzicht sein Recht verloren. Es strengt zu sehr die Augen an, und außerdem kann man bei dieser Verdunklung nicht einmal sehen, wo man drei Kreuze hinzeichnen soll.

Der Weg über die Treppen währt endlos, weil man sich zwischen Anfang und Ende der im Zickzack führenden Strecken nirgendwo versichert fühlt und seine Einsamkeit immer anderen Augenblicken leihen muß, ohne erwarten zu dürfen, daß einem diese Hingabe auch irgendwie vergolten würde. Darum habt ihr so oft gezögert, gar in eurer Kindheit, wenn ihr zwar unbeschwert, aber doch nicht gedankenlos euren Weg nahm, wobei es euch leicht wurde, auf jeder Stufe zu verweilen und alles zu sammeln, was in euren Herzen vorgehen mochte. Einmal wöchentlich kniete die Hausbesorgerin auf den Treppen und hatte einen vollen

Eimer mit Wasser neben sich, in das sie einen großen Lumpen tauchte, den sie dann wieder herausfischte und mit beiden Händen mühsam auswring. Dann klatschte das feuchte Tuch auf den Stein, und die Säuberung begann, Stufe um Stufe.

Frau Lischka sah es ungern, wenn man bei dieser Arbeit ihr in den Weg lief, denn man sollte wissen, daß am Freitag nachmittag niemand herumlaufen und Gäste einladen soll. Leopolds Patienten wurden oft ausgezankt und manchmal sogar hinuntergeschickt, damit sie die Schuhe ordentlich putzten. Ordnung muß sein, und das Haus darf nicht verkommen. Wenn Frau Lischka das Stiegenhaus aufwusch, hatten alle schön stehen zu bleiben und zu warten, bis mit einem zweiten Tuch die Treppen abgetrocknet waren. „Jetzt können Sie gehen, aber zwei Stufen nehmen!“

Doch die Eindringlinge, die in dieser Zeit umgingen und Haus für Haus betraten, um ihre Schützlinge aufzusuchen, kümmerten sich um keine Ordnung und widmeten sich nur ihrer Pflicht mit blöden Augen. Die Stiegen waren nicht mehr heilig, und Häuser galten nichts mehr, so daß es fast schien, als wären sie gar nicht mehr da. Aber man konnte sie sehen, sie waren bezeichnet mit einem Schild und hatten eine Adresse, die zugleich ihr Name war, um den Vorübergehenden das Wissen einzuschärfen, daß gar nichts verschwunden, sondern ein jedes an seiner Stelle sei; man muß sich nur in Stuppart auskennen, und dann ist alles ziemlich leicht.

Es war wirklich leicht, sogar bei Nacht, solange noch nicht die Verdunklung herrschte, und niemand war der Not ausgeliefert, in der sich nur Vermutungen darüber hätten anstellen lassen, ob man sich an einem bestimmten oder an einem unbestimmten Orte befinde. Jetzt aber befand man sich an einer unsicheren Stelle. Es war keine Stelle mehr und vielleicht auch kein Zusammenhang, seitdem man das Schild

Dr. LEOPOLD LUSTIG PRAKTISCHER ARZT

entfernt hatte, und jetzt sollte auch nichts mehr da sein, was noch etwas gewesen wäre. Also war gar nichts mehr, womit jedoch die Erinnerung sich nicht zufrieden geben wollte, die stets um Einteilungen bemüht ist.

Auf jede Stufe kann etwas gestellt werden, aber Frau Lischka würde zanken, wenn sie diese Verunglimpfung ihres Stiegenhauses bemerken würde. Der Durchgang muß unbedingt frei bleiben. Die Stufen sind zum Gehen da und nicht zum Rasten. Nur immer vorwärts und nicht stolpern! Wer vorsichtig ist, tastet sich auch in der Dunkelheit zurecht, und für die Bewohner ist es oft ein Glück, wenn sie sich gut im Stiegenhaus auskennen, weil sie dann nur schweigsam die einzelnen Stufen zu zählen brauchen und schon wissen, wo sie sind. So zählt auch die Erinnerung alles aus, und der lebende Mensch verliert sich nicht achtlos an die Gegenwart, die so schwer zu ertragen wäre. Ihm steht die Vergangenheit zu Gebote, die ungestufte Erinnerung, die ihre Empfindung weniger in den allzu beweglichen Händen ausbreitet als in den Füßen, weswegen wir sie auch mit schützenden Schuhen bedeckt halten. Wer sich zu verlieren fürchtet, wie es viele tun, halte sich am Geländer oder schleiche sich an den Wänden entlang, und das Stiegenhaus wird ungefährlich.

Paul hat die Wohnungstüre hinter sich zugezogen und denkt daran, was er vergessen hat. Jetzt hat Frau Lischka keine Macht mehr und muß dazu schweigen, wenn ihre Stufen beschmutzt werden. Hinter der Türe oben ist alles zurückgeblieben, aber nicht vergessen: es ist einfach dort. Nichts führt mehr zurück, die Stufen können noch einmal auf ihre Tragfähigkeit geprüft werden, und wer weiß, ob dies nicht die letzten Schritte sind, die von ihnen ohne Schaden noch geduldet werden können. Das Geräusch des Schlüssels klang beim

Absperren so vertraut wie immer, es war das gleiche abgebrochene Knistern, und dann kam das Gefühl der Sicherheit, die Wohnung ist gerettet, wir sehen sie wieder, heil und unversehrt zum Dienste bereit. Doch jetzt ist der Schlüssel sinnlos, in den Briefkasten könnte man ihn werfen, damit er nicht mit auf die Reise muß. Wie lächerlich war es, als einer der Fremdlinge mahnte, man müsse sorgfältig absperren.

„Leerstehende Wohnungen werden gerne geplündert.“

„Werden geplündert?“

„Werden geplündert!“

Das Stiegenhaus schob sich vor die Türe, es buchtete sich tiefer und tiefer und rief mit erschrockenem Hall, nur hinunter, nur hinunter! Die Stiege schrie, daß niemand sie ersteigen dürfe, weswegen niemand wegen Einbruches ängstlich zu sein brauchte, und übrigens hatte Frau Lischka ein wachsames Auge. Niemanden ließ sie unbemerkt an der Pförtnerwohnung vorbei.

„Wohin? ... Ah, zum Doktor!“ Dem versoffenen Lischka hätte noch jemand durchrutschen können, aber seine Frau duldete nicht ein unversperres Haustor, wenn sie einmal ausgehen mußte. Am Sonntag blieb das Haus sogar den ganzen Tag über versperrt, und jeder, der ohne Hausschlüssel Eingang begehrte, mußte läuten. Es konnte nicht geplündert werden.

Die Straßen waren still und freuten sich der Winterkälte. Sie nahmen die Stöße der schweren Schritte mit Vergnügen hin, die ihnen das Leben einstampften, ohne daß die Straßen in Trauer versunken wären. Es waren verbotene Straßen, um die herum man Umwege gehen sollte, um das Pflaster nicht zu beleidigen. Eigentlich waren die Straßen auf den Stadtplänen ausgestrichen und galten für niemanden mehr. Vielleicht drohte Einsturz, Gefahren lauerten ständig, besonders bei Nacht. Aber man durfte sich nicht an Verbote halten, sobald man selbst nicht mehr galt. Da waren die Straßen wieder da und wurden viel länger und schöner, als sie je gewesen waren. Sie jubelten über ihr geschenktes Dasein und fragten nicht, wem sie dieses Glück zu verdanken hätten. Zerline sagte ernst zu einem Fremdling: „Es ist verboten.“ Nun kicherte sich der Fremdling etwas und rieb sich die Hände. Da waren auch die wiederholten Worte verloren, denn nun war das Verbotene erlaubt.

Alles Verbotene in der Welt fiel ab, weil es nie ein Gesetz gewesen war, sondern nur eine Einrichtung, die auf erzwungenen Sitten beruhte. Was einmal hingenommen worden war, schien dem Gesetze zu gleichen, das sich durchsetzte und nichts erlauben wollte, was widersprach. Das Leben war in die Gewalt geraten, und so wurde die Angst ihre natürliche Folge, die sich mit der Gefahr verband, um über das Leben als Schrecken zu Gericht zu sitzen. Ihr habt es erfahren, was ihr nicht dürft. Ihr habt gejubelt über das, was man euch zuließ, aber kurz war auch dies, denn das Gelassene war nur übersehen und wurde am nächsten Tage genommen. Da wurde das saftige Fleisch entzogen, ihr braucht doch kein Fleisch, da ihr selber von Fleisch seid. Da strichen sie Fett, denn euer Wänte waren mit Schmer gefüllt. Sie versagten euch das Gemüse, denn es stinkt, wenn es faul wird. Sie entrissen die Schokolade euerem Zugriff, das Obst und den Wein. Es wurde gesagt, daß es das nicht mehr gibt.

Es wurden die Wege verboten, der Tag wurde verkürzt, und die Nacht wurde verlängert, doch die Nacht wurde verboten, und der Tag wurde gleichfalls verboten. Die Geschäfte wurden verboten, die Ärzte, die Krankenhäuser, die Fahrzeuge und die Ruheplätze, sie wurden verboten, verboten. Die Wäschereien wurden verboten, die Büchereien wurden verboten. Musik wurde verboten, Tanzen verboten. Die Schule verboten. Baden wurde verboten. Und weil es noch Geld gab, so wurde es verboten. Überhaupt wurde verboten, was

war und was werden konnte. Es wurde verkündet: „Was du kaufen kannst, ist dir verboten, aber du kannst nichts kaufen!“ Und weil die Menschen nichts mehr kaufen durften, wollten sie verkaufen, denn sie hofften, vom Erlös ihrer Habe zu fristen, doch man sagte ihnen: „Was du verkaufen willst, ist dir verboten, aber du kannst nichts verkaufen.“ Da wurden alle immer trauriger und beweinten ihr Leben, doch wollten sie es sich nicht rauben, weil das verboten war.

Als die ganze Welt in Verboten aufgegangen war, so daß nichts mehr zu entdecken übrig blieb, was sich noch hätte verbieten lassen, hatte das Unglück seinen Höhepunkt überschritten, und alles wurde wieder leichter, zumal sich niemand anstrengen mußte mit langwierigen Überlegungen, was man beginnen dürfe. Jeder tat das Verbotene ohne schlechtes Gewissen, wenn auch auf eigene Gefahr und ängstlich; und da man nicht alles tun konnte, tat man auch nicht alles, was verboten war. Traurige und gar zu furchtsame Menschen litten darunter, doch andere fühlten sich weniger oder gar nicht betroffen, je nach der Stimmung ihres Gemütes. Nehmen die Gefahren kein Ende, so haben sie bereits ihr Ende erreicht, und alles Übertriebene stumpft den Menschen schneller ab als das maßvoll Zugewogene, durch das der Gang der Welt alleine fühlbar bleibt. Weil man diese einfache Wahrheit nicht kannte oder zumindest nicht berücksichtigte, war alles zerfallen. Es konnte nichts mehr geschehen und deshalb wurde nur noch vollzogen.

Die Blicke folgten den Häuserzeilen und Straßenübergängen, sobald sich die Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, und waren schon auf der Flucht, denn alles war bekannt und lud zu günstigem Versteck ein. Da mochte man entkommen; es wäre nicht zu schwer gewesen. Aber die Schritte folgten der Gruppe und den tapferen Sendboten, nur die Blicke stahlen sich fort und schickten Gedanken und Erinnerungen voran, die sich eher der Feigheit versagten als die müden Körper, die mit ihrer Last auch viel zu träge sich dahinschlichen, um sich dem bestimmten Schicksal entziehen zu können.

War die Folgsamkeit wirklich nur Feigheit? Man hatte den alten Leopold und die gebrechliche Ida fortgeschafft, die auf Karoline und die Kinder im technischen Museum warteten. Ida war hilflos und Leopold ohne Verständnis. Jedenfalls waren beide unfähig, sich den drohenden Erlebnissen ohne Hilfe auszusetzen. Was konnte man für sie tun? Das war jetzt nicht zu fragen, aber beistehen mußte man ihnen und durfte nicht fort, denn das war verboten. Die Treulosigkeit war verboten, auch die gesunde Vernunft war verboten, und es galt, den Willen zum Dasein zu züchtigen.

Pauls Überlegungen gingen kaum so weit, denn zu lange hatte er schon gekämpft, um das Unvermeidliche zu überwinden, als daß er noch alle Drohungen hätte erwägen können, sobald sein Kampf dieser ersten und zunächst entscheidenden Niederlage nicht entronnen war. Paul war übermüdet und lächelte Zerline an, die zurücklächelte. Da lächelte auch Karoline. Als das die Fremdlinge sahen, freuten sie sich, daß auch sie zu lächeln begannen, und einer von ihnen rief:

„Sie haben ganz recht. Es ist gar nicht so arg. Man kocht ganz gut. Fast jeden Tag gibt es Knödel und Fleisch. Wenn man aber Geld findet oder Schmuß und Tabak, dann gibt es zur Strafe nichts zu essen.“

„Es ist nicht so böse?“

„Sie werden ja sehn, Frau Lustig. So viele haben das schon ausgehalten. Und es wird nur manchmal geschlagen. Man hat aber noch keinen erschlagen.“

„Man hat geschlagen...?“

„Ja, macht doch nichts. Nur die Dummen hat man geschlagen. Wer nicht abgeliefert oder Verbotenes versteckt. Wenn man einen erwischt, Schädlinge der Gemeinschaft... verboten...“

Die Stimmen besudelten die Straße, und darum war es besser, wieder zu schweigen und ruhig weiterzulaufen im ungleichmäßigen Schritt. Die Beine liefen jetzt über die Brücke. Jeder wollte der Brüstung entlang gehen, um auf den vereisten Strom blicken zu können. Aber gerade hier war es besonders dunkel, und so war fast nichts zu sehen. Nur schmutzige Schaumflecken schienen silbergrau aus der schmerzlichen Tiefe aufzuschimmern, und aus der Ferne hörte man vom Wehr her, wo das Wasser nie einfro, das donnernde Rauschen erzürnten Wassers. Hier war die Insel, wo Paul und Zerline als Kinder oft gespielt hatten. Da gab es auch eine Badeanstalt, die man besuchen durfte, als noch nicht alles verboten war. Fahrbare Stände von Verkäufern waren aufgestellt, die bunte Getränke feil und ebenso buntes Gefrorenes und billige bunte Zuckerwaren: alles verlockte zum Entzücken und verlangte nur geringfügige Opfer an Geld. Jetzt lag die Insel still und leer, gewiß nicht bereit, ihre vertrauten Besucher zu empfangen und bestimmt nicht die Verbotenen, zumal die Insel überhaupt verboten war. Man konnte nicht mehr zu ihr gelangen, denn man hatte sie abgesperrt und mit Stacheldraht umgeben, weil dort etwas geschah, was verboten war, so daß auch niemand davon wissen sollte.

Nun lag die Insel schon hinter den Wandernden, sie war versunken, ein alter Spielplatz, zu dem kein Weg mehr führte. Die Reisenden erinnerten sich nicht mehr an sie, und auch die Brücke war vorüber, langsam gaben die Pfeiler nach, sie sank in sich zusammen und fiel fast unhörbar auf das Eis. Dann war der Platz vorüber, der Verkehr versiegt, dann kam eine lange Straße und zerschmolz, und noch eine Straße, vorüber, vorüber, alles Verbotene ging vorüber, es war nicht mehr, nicht einmal eine Erinnerung wagte sich schüchtern zu melden, das Verbotene war vollendet und lag gestorben jenseits der Pforte, die hielt dicht, die bot Bestand und war da und schloß das Verbotene ab.

Einige Hallen des technischen Museums, die in Nebengebäuden lagen, hatte man ausgeleert, so daß nichts da war als die leeren Kojen und die getünchten Wände. Das war der Versammlungsort für derlei Volk, das man nicht wünschte und dennoch da war, weil jedes Verwünschte zumindest vor seiner Vernichtung noch ist; so mußte es auch irgendwo sein und war deswegen zunächst einmal hier. Hunderte von Leibern lagen dicht nebeneinandergedrängt in der Dunkelheit, die nur da und dort vom gelegentlichen Aufblitzen einer gedämpften Taschenlampe erhellt wurde. Aber die Nacht war unterbrochen von nestelnden und stöhnenden Geräuschen:

In der Finsternis war es unmöglich, Ida und Leopold zu finden, und die nervösen Ordner in der Aufnahmekanzlei vertrösteten unwirsch auf den Morgen.

„In sechs Stunden ist Licht genug. Da werden Sie die beiden schon finden. Geht niemand hier verloren.“

Die Gegenwart des Geistes, der beim Worte wohnt, ermächtigt und verpflichtet uns, es genau zu nehmen mit dem Wort. Man kann — Beispiele sagen mehr als Erklärungen — von der Novembernacht des Jahres 1938, der Nacht, in der die Synagogen brannten, nicht, wie es heute unter uns oft geschieht, als von der „Kristallnacht“ reden. Kristallnacht: ein solches Wort weckt Vorstellungen von Dummhehungenstreichen oder allenfalls von mutwilliger Bühnerei. Was damals in Wirklichkeit geschah, war das Verbrechen des Sakrilegs. Der Geist nimmt uns in Pflicht: man darf nicht verharmlosen, auch im Worte nicht, gerade im Worte nicht.

Albrecht Goes